

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Band: 50 (1988)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bernische Geschichtsliteratur

Besprechungen und Hinweise

Orts- und Regionalgeschichte

Stadt Bern

Das Haus Marktgasse 11 / Amthausgasse 6 in Bern kannte eine bewegte Geschichte. Ursprünglich im Besitz bernischer Kaufmannsfamilien, gelangte es um 1460 in die Hand des Bischofs von Lausanne. Aus dem Haus des Bischofs – mit Hauswirt und Schenkrecht – entstand das Gasthaus zum Falken. Nach der Reformation wechselten die Besitzer häufig, bis schliesslich 1722 die Gesellschaft zu Mittellöwen, deren altes Gesellschaftshaus an der Kramgasse nicht mehr zu genügen vermochte, die Besetzung kaufte. Damit hatte die Zunft nicht nur ein grosszügiges Gesellschaftshaus erworben, sondern auch den bedeutendsten Gasthof der Stadt im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In diese Zeit fällt die Blütezeit des *Goldenen Falkens*. Hier stiegen die angesehensten Gäste ab, so auch Joseph der Zweite im Jahre 1777. Es ist ein Glücksfall, dass aus dieser Zeit auch das Menubuch erhalten geblieben ist, das uns einen einmaligen Einblick in die damalige Gastlichkeit Berns erlaubt. Im 19. Jahrhundert konnte der Falken nicht mehr mit anderen Gasthöfen und den nun aufkommenden modernen Hotels mithalten. Er fiel im Rang zurück, und die Gastwirtschaft wurde schliesslich 1904 aufgelöst. Die Autorin, *Margrith Rageth-Fritz*, hat die Geschichte des Hauses* minutiös von den Anfängen bis in unsere Zeit untersucht und in aller Breite dargestellt. Wertvoll sind die im Anhang abgedruckten Quellen, so die Kaufverträge und die ausführlichen Inventare. Die Arbeit bildet eine gelungene – wenn vielleicht auch etwas lang geratene – Ergänzung zur vor wenigen Jahren erschienenen Zunftgeschichte der Gesellschaft zu Mittellöwen.

François de Capitani

Berner Oberland

Nachdem vor allem in den dreissiger Jahren verschiedene Talschaften und Gegenden der Schweiz monumentale Geschichts- und Heimatkundewerke gewidmet erhalten haben, sind in der Nachkriegszeit zu dieser Thematik vornehmlich kleinere Publikationen entstanden, teils als selbständige Monographien, teils in den Reihen der Berner oder Schweizer Heimatbücher. Fast schien es, als ob sich orts- und regionalgeschichtliche Literatur verschämt hätte zurückziehen müssen. Glücklicherweise ist dieser Spezialstrang der Geschichtswissenschaft in letzter Zeit wieder salonfähig geworden und hat einige bemerkenswerte Beispiele erbracht. So auch im Fall Grindelwald: Seit Emanuel Friedlis kompetentem, aber doch in erster Linie

* *Rageth-Fritz, Margrit*: Der Goldene Falken. Der berühmteste Gasthof im Alten Bern. Das Zunfthaus zu Mittellöwen. Bern: Francke, 1987. 283 S. ill.

sprachwissenschaftlich ausgerichtetem Werk fehlte eine breiter angelegte Beschreibung dieser Gemeinde, die, obwohl früh entwickelter Pionierort des oberländischen Fremdenverkehrs, auch in den letzten Jahren noch grosse Veränderungen durchgemacht hatte.

Originell ist nun die Lösung für eine neue Grindelwaldner Geschichte: eine Heimatkunde und Geschichte der Talschaft nicht als abgeschlossenes Werk, sondern in Form einer Reihe, deren Themen nach Bedarf vermehrt werden können. Die fünf zwischen 1985 und 1987 erschienenen Bände* lassen sich sehen. Die beiden Grindelwaldner *Christian* und *Rudolf Rubi* haben aus reichem Material in Archiven und privaten Sammlungen, aber auch aus der Erfahrung und der örtlichen Tradition einen breit angelegten Schnitt durch Geschichte, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung angelegt und – was durchaus nicht selbstverständlich ist – weitgehend bis in die Gegenwart gezogen.

Christian Rubis Beiträge sind recht ungleich: Band 1 nähert sich am ehesten einer konventionellen Ortsgeschichte, während Band 4 den erfahrenen und anerkannten Fachmann auf dem Gebiete der Bauernhausforschung vorbildlich zu Worte kommen lässt. Band 6 befriedigt weniger, weil Rubi die alten Grindelwaldner Chroniken nicht integral wiedergibt, sondern sprachlich vereinheitlicht und mit Zusätzen und Auslassungen verändert hat. Das bedeutet natürlich eine erhebliche Beeinträchtigung des Wertes dieser Edition. Woher die Chronik 1890–1961 stammt, vernimmt der Leser ebensowenig wie den Grund, warum sie nicht bis in die Gegenwart weitergezogen worden ist.

Rudolf Rubis Bände 2 und 3 sind hingegen Musterstücke neuerer Ortsgeschichte. Mag der Fachhistoriker auch den kritischen Apparat vermissen, diese beiden Bände sind zur Zeit ohne Zweifel die besten lokalen Fremdenverkehrsgeschichten in der Schweiz.

Alle Bände sind gut illustriert und sehr gediegen gestaltet. Ein 1985 noch vorgesehener Band über Gletscherbewegungen und Bergstürze erscheint leider später nicht mehr im Programm. Dennoch darf man gespannt auf die folgenden Publikationen dieser Reihe warten.

Gwer Reichen

Der Weinbau an den sonnigen Hängen des unteren Thunersees hatte über Jahrhunderte eine gewichtige Bedeutung in der Wirtschaft des Berner Oberlandes. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachten jedoch Schädlinge und die Konkurrenz anderer Weinsorten, die nun mit der Eisenbahn auch über weite Strecken günstig transportiert werden konnten, diesen

* Im Tal von Grindelwald. Bilder aus seiner Geschichte.

Bd. 1: *Rubi, Christian*: Die alten Zeiten bis um 1850. Rechtliche, wirtschaftliche, politische, kirchliche und kulturelle Zustände. Grindelwald: Sutter Druck, 1985, 141 S. ill.

Bd. 2: *Rubi, Rudolf*: Vom Bergbauerndorf zum Fremdenort. Gastgewerbe, Alpinismus. Grindelwald: Sutter Druck, 1986. 268 S. ill.

Bd. 3: *Rubi, Rudolf*: Der Sommer- und Winterkurort. Strassen und Bahnen, Wintersport. Grindelwald: Sutter Druck, 1987. 253 S. ill.

Bd. 4: *Rubi, Christian*: Das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude. Vom Bauen in alten Zeiten. Grindelwald: Sutter Druck, 1987, 77 S. ill.

Bd. 6: *Rubi, Christian*: Die Chroniken. In einheitlicher Schreibweise und mit Zusätzen versehen. Grindelwald: Sutter Druck, 1985. 128 S. ill.

Erwerbszweig in grosse Schwierigkeiten, und im Ersten Weltkrieg verschwanden dann auch in Spiez die letzten Rebkulturen. Ohne die Begeisterung einiger Rebfreunde, die in den dreissiger und vierziger Jahren mit grossem persönlichem Einsatz die Rebe am Spiezberg wieder heimisch machten, wäre *der Weinbau in Spiez am Thunersee* wohl für immer Geschichte geworden.

Diesem für Gaumen und Geist gleichermaßen appetitlichen Thema widmet sich der Spiezer Lokalhistoriker *Alfred Stettler* in seiner jüngsten Publikation*. Der erste, historisch besonders wertvolle Teil schildert den Wiederaufbau der Weinkulturen von der ersten, 1929 gerade 50 Kilogramm erbringenden Traubenernte bis zur Gegenwart, wo das auf 12 Hektaren angewachsene Rebareal bei günstiger Witterung über 100 Tonnen Trauben abwirft.

Die Geschichte des Spiezer Weinbaus von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert kommt im zweiten Teil zur Sprache. Während der Autor die Zeit des Mittelalters an teils recht zufällig ausgewählten Einzelheiten durchstreift, wird der Weinbau des 17. und 18. Jahrhunderts in verschiedenen Aspekten ausführlich behandelt: Der Weinbau der Schlossherren, die bäuerlichen Weinzinse und -zehnten, Recht und Brauchtum des Spiezer Weinbaus werden ebenso beleuchtet wie die Bedeutung der herrschaftlichen Pintenschenke für das Dorfleben. Hier lässt der Autor die Archivalien des ehemaligen Herrschaftsarchives Spiez ausgiebig zu Wort kommen.

Wie ein Kaleidoskop sammelt das Buch, das sich an den historisch interessierten Laien, an den Weinkenner und Geschichtsfreund, wendet, eine Fülle von farbigen Einzelheiten. Die reichen Quellenauszüge, der bunte Wechsel der Themen und Darstellungsformen, die von persönlichen Erinnerungen bis zur nüchternen Statistik reichen, schaffen eine lebendige Unmittelbarkeit, die den Leser direkt anspricht. Gewiss, der Fachhistoriker wird bei einigen Aussagen seine Bedenken hegen, er wird oft die nötige Systematik und vor allem auch die zeitliche Differenzierung oft vermissen.

Vinzenz Bartlome

Emmental

Die Reihe der Heimatbücher über Krauchthal-Thorberg ist um einen weiteren Band reicher. *Max Schweingruber* und *Ulrich Zwahlen** haben mit *Krauchthal – Handel und Wandel in Wort und Bild* ein unterhaltsames Werk zur Geschichte und Heimatkunde dieser Gemeinde geschaffen. In loser Folge berichtet der ausgewiesene Kenner der Krauchthaler Ortsgeschichte Max Schweingruber – teilweise in literarischer Form – über Begebenheiten, soziale und wirtschaftliche Zustände, Persönlichkeiten sowie Bau- und Kunstwerke der älteren und jüngeren Vergangenheit. So werden zum Beispiel im Kapitel «Vom Leben und vom Sterben», in welchem die örtlichen Kirchenbücher ausgewertet sind, die Spuren französischer Glaubensflüchtlinge sowie des fremden Solddienstes verfolgt, und wir erfahren Genaueres über herrschende Krankheiten, Todesursachen und den statistischen Verlauf der Sterblichkeit. Eindrücklich ist ebenfalls die Schilderung der verheerenden Teuerungen von 1816/17 und 1845/46, unter deren Folgen auch die Krauchthaler zu leiden hatten.

* *Stettler Alfred*: Der Weinbau in Spiez am Thunersee. Münsingen-Bern: Fischer, [1988]. 148 S. ill.

* *Schweingruber, Max; Zwahlen, Ulrich*: Krauchthal [IV]. Handel und Wandel in Wort und Bild. Krauchthal: Einwohnergemeinde, 1988. 143 S. ill.

Den umfangreichen Bildteil des Bandes verdanken wir Ulrich Zwahlen. Er hat die vorhandenen historischen Ansichten der Ortsteile Krauchthal, Thorberg, Hettiswil und Hub gesammelt und dem breiten Publikum zugänglich gemacht. Besonders hervorzuheben ist hier die beispielhafte Qualität der photographischen Reproduktion.

Peter Hurni

Benedikt Bietenhard hat seiner *Langnauer Biografie** quellenmässig drei Haushaltsregister zugrunde gelegt. In den Jahren 1751, 1757 und 1763 wurde jedes im Emmentaler Marktflcken «wohnhafte» Individuum im Rahmen des Haushalts nach Alter, Verwandtschaftsgrad, Wohnort und teilweise nach Beruf aufgezeichnet. Bietenhard hat diese drei Bestandesaufnahmen zunächst mit den Tauf- und Totenrödeln verknüpft und daraus eine Rekonstitution der Familien nach ihrem Wohnort in den einzelnen Dorfvierteln gewonnen. In einem nächsten Schritt hat er die rekonstituierten Familien anhand eines Almosensteuerrodels sozial gegliedert.

Ergebnisse: Die Fruchtbarkeit war in Langnau tiefer als in den meisten ausserbernischen Regionen, was mit der geringen Säuglingssterblichkeit und bewussten antikonzeptionellen Anstrengungen in Zusammenhang gebracht wird. Der von den meisten Pfarrern gezeigte Brauch des Kiltgangs erweist sich im Lichte der Bietenhardschen Zahlen als verbreitete Praxis der Eheanbahnung: Fast die Hälfte aller Ehepaare mit Kindern zeugten ihr Erstgeborenes vor der Heirat. Die soziale Ungleichheit vor dem Tod zeigt sich, wie dies aus anderen Studien (unter anderen Arthur E. Imhof) bekannt ist, vor allem im Säuglings- und Kleinkindalter. Innovativ ist Bietenhards Auseinandersetzung mit dem Begriff des Haushalts. Die beiden in der Forschung geläufigen Kriterien – Blutsverwandtschaft respektive Rollenergänzung im Betrieb – sind für die Interpretation des Langnauer Materials nicht hinreichend. Der von Bietenhard entwickelte Haushaltsbegriff hebt auf das gemeinsame Budget und die gemeinsame Wohnung ab. Für die Langnauer Haushalte charakteristisch sind eine grosse personelle Instabilität, eine hohe Mobilität und ein relativ hoher Anteil nicht verwandter Personen. Gross ist die kleinräumige Mobilität der Unterschichten: In einem Zeitraum von einem Dutzend Jahren verlegten mehr als die Hälfte aller Haushalte in Langnau ihren Wohnort. Die Wanderungen trugen zumeist nachbarschaftlichen Charakter, die überregionalen führten in der Regel über die Sprachgrenze in die Westschweiz. Dagegen wirkte die Konfessionsgrenze als Barriere. Ältere Haushaltvorsteher hatten in Langnau – im Unterschied zu vergleichbaren Studien – ein bedeutendes Gewicht: Der Hoferbe lebte, selbst wenn er geheiratet hatte, bis über sein dreissigstes Altersjahr hinaus in hausrechtlicher Abhängigkeit. In diesem Kontext müsste, so regt der Verfasser an, die Entstehung des «Stöcklis» als bernische Ausprägung des Ausgedinges näher untersucht werden.

Zur Interpretation des demographischen Wandels im 18. und 19. Jahrhundert haben die Bevölkerungsgeschichtler zwar übergreifende Erklärungsmodelle geliefert, die Detailarbeit an einzelnen Kleinregionen ergibt jedoch jedesmal ein besonderes, interpretationsbedürftiges Bild: Die Beschleunigung des natürlichen Wachstums ab etwa 1750 ist in Langnau auf

* *Bietenhard, Benedikt: Langnau im 18. Jahrhundert. Die Biografie einer ländlichen Kirchgemeinde im bernischen Ancien régime. Diss. phil.-hist. Bern 1987. Langnau: Eigenverlag, 1988. 347 S.*

steigende Geburtenziffern zurückzuführen, was zwar dem Verlauf in den meisten anderen Kirchgemeinden des Kantons entspricht, aber nicht so recht zu den Ergebnissen der bekannten ausserbernischen Studien passen will. Gegen Ende des Jahrhunderts zehrte eine verstärkte Abwanderung die Geburtenüberschüsse nahezu auf, was der Verfasser als schlechende Strukturkrise deutet.

Verschiedene Indizien deuten darauf hin, dass das Stellenangebot in den bedeutendsten Zweigen der Langnauer Wirtschaft (Landbau, Leinwandherstellung, Käseproduktion und -handel, Forstwirtschaft) der Nachfrage der wachsenden Bevölkerung nicht zu genügen vermochte. Als Auffangbecken diente das ländliche Gewerbe. Diese nicht von einer günstigen Konjunktur geförderte, sondern durch die Stagnation des agrarischen Stellenmarktes erzwungene Umlagerung auf den sekundären Sektor verstärkte das Element der aus zünftischer Sicht als Stümper oder Pfuscher apostrophierten Kleinsthandwerker.

Die Studie ist sehr sorgfältig recherchiert und leicht lesbar. Durch die Verwendung von Graphiken im Text und vor allem durch ein Register hätte die Übersichtlichkeit verbessert werden können.

Christian Pfister

Seeland

Das Buch *Nidau – 650 Jahre Wandlung** erschien aus Anlass des 650. Jahrestages seit der Stadtgründung (1338) und der 600jährigen Zugehörigkeit Nidaus zu Bern. Es soll gemäss Herausgeber die politischen, sozialen, wirtschaftlichen, konfessionellen und kulturellen Aspekte der langen Stadtgeschichte darstellen. Vor allem soll es den heutigen Bewohnern die Menschen mit ihren Problemen in den vergangenen 650 Jahren näherbringen (S. 5). Nach der Verfasserin *Gabriela Neuhaus* soll das Buch einen Längsschnitt durch die Entwicklung der letzten 650 Jahre geben und gleichzeitig einen Querschnitt durch die unterschiedlichen Themengebiete, die das Leben der Gemeinde ausmachen. Für die ältere Geschichte wurden vorwiegend die Arbeiten älterer Historiker beigezogen, für die Zeit des 18. bis 20. Jahrhunderts wurden zahlreiche Quellen des Bürgerarchivs und des Archivs der Einwohnergemeinde erstmals bearbeitet.

Die Arbeit ist grundsätzlich thematisch aufgebaut, erst innerhalb der einzelnen Abschnitte folgt die Darstellung der zeitlichen Abfolge. In einem ersten Kapitel werden die naturräumlichen Voraussetzungen (Klima, Flora und Fauna, Wasser) dargestellt und auf die teils gravierenden Eingriffe des Menschen im Laufe der Jahrhunderte hingewiesen. Im zweiten Kapitel beschreiben *Josef Winiger* und *Daniel Gutscher* die vor- und frühgeschichtliche Entwicklung bis zur Stadtgründung, dabei interessieren vor allem die Verschiebung des Machtzentrums von Aegerten/Bürglen (römische Zeit) über den Goldhubel (Herren von Pfeid) nach Nidau und die neuesten Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen im Schlossturm. Die Frühphase der Stadtentwicklung wird zuerst durch die Darstellung der Grafen von Nidau und ihrer Ahnen, anschliessend in einem eigenen Kapitel zur Organisation und Entwicklung der

* *Neuhaus, Gabriela: Nidau – 650 Jahre Wandlung* [mit Beiträgen von Josef Winiger, Daniel Gutscher und Marc A. Nussbaumer]. Hrsg. von der Einwohnergemeinde und der Bürgergemeinde Nidau. Nidau: 1988. 192 S. reich ill.

Stadt vorgelegt. Letzteres geht insbesondere auf die unterschiedlichen Schichten der Stadtbe-
wohner und den sich im Laufe der Jahrhunderte stark verändernden Einfluss der einzelnen
Gruppen ein. Gleichzeitig als Ursache und als Folge dieses Prozesses änderte sich der
Organisations- und Verwaltungsapparat dieses Gemeinwesens bis in unsere Zeit grund-
legend. Ein weiteres Hauptkapitel ist der Bedeutung Nidaus als Grafschafts- und Amtssitz und
als Bezirkshauptort gewidmet. Dabei wird unter anderem auf das besondere Verhältnis zur
nächstgelegenen Stadt Biel hingewiesen. In den beiden folgenden Kapiteln «Vom Städtchen
zur Stadt» und «Leben in der Stadt» stehen die demographische und die bauliche Entwick-
lung im Zentrum, wobei besonders auch auf die sozialen Probleme und die vielfältigen Insti-
tutionen, die sich damit befassten, dargestellt sind. In einem weiteren Kapitel wird die Ni-
dauer Geschichte im Zusammenhang mit den grossen ideologischen Strömungen in Europa
seit dem 18. Jahrhundert beschrieben. Das nächste Kapitel ist der wirtschaftlichen Entwick-
lung gewidmet, insbesondere der Bedeutung des Marktes, der Entwicklung des Gewerbes
und der Industrialisierung seit den 1830er Jahren. Im letzten Abschnitt wird noch kurz auf
die Bedeutung des Verkehrs eingegangen. Im Fazit weist die Autorin besonders auf den Ver-
lust der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Selbständigkeit während der letz-
ten Jahrzehnte hin. Der Anhang besteht neben dem Quellen- und dem Literaturverzeichnis
und den Anmerkungen aus einer Zeittafel und einer Übersicht über Masse und Gewichte.

Das Buch ist inhaltlich ausserordentlich vielfältig und sehr reich, meist farbig illustriert.
Besonders ist auf die farbigen Karten der Stadtentwicklung hinzuweisen. Auch die zahlrei-
chen Kästchen zu einzelnen Stichworten, mit Quellentexten, Kurzbiographien unter ande-
rem machen das Buch zu einer kurzweiligen Lektüre.

Aufgrund des gewählten Konzepts, das Buch primär thematisch zu gliedern und nur inner-
halb der zahlreichen Sachkapitel die chronologische Entwicklung darzustellen, ergeben sich
sehr viele Zeitsprünge, vielfach innerhalb weniger Zeilen. Dadurch entsteht für den Leser zu
den einzelnen Zeitperioden kein Gesamtbild, und die engen Zusammenhänge zwischen der
politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, aber auch zwischen den
lokalen und regionalen Ereignissen sind nur schwer zu erfassen. Und gerade diese gesamt-
heitliche Betrachtungsweise ist nicht nur für die heutige Zeit notwendig, sie ist auch Voraus-
setzung für das Verständnis vergangener Epochen. Auch können diejenigen Zitate, bei denen
die Zeitangabe fehlt (teilweise auch in den Anmerkungen, wenn nur auf die Literatur hinge-
wiesen ist), zeitlich überhaupt nicht eingeordnet werden (z. B. S. 105, 142). Von der Jurage-
wässerkorrektur, die für die Entwicklung von Nidau von grösster Bedeutung und im letzten
Kapitel auch entsprechend erwähnt wird, vernehmen wir nur die Vorgeschichte (S. 125 ff.).
Die Computerliste der Nidauer Haushaltungen und ihrer Vorräte von 1847 wäre besser als
Texttabelle dargestellt und nicht wie eine Quelle, sie wäre so zweifellos besser lesbar.

Gesamthaft vermag das Buch aber das Ziel, den Bewohnern ihre Vergangenheit näherzu-
bringen, zweifellos in hohem Masse zu erfüllen. Es ist auch für alle an der Ortsgeschichte In-
teressierten von grossem Wert. Deshalb ist den Autoren und den Herausgebern für ihre Be-
mühungen zu danken.

Hans-Rudolf Egli

Zu den schwierigsten Aufgaben für einen Historiker gehört es, die Zeit unmittelbar vor sei-
nem Geburtsjahr zu beschreiben. Dafür fehlt ihm auf der einen Seite die eigene Erinnerung,
die seiner Darstellung Anschaulichkeit geben könnte. Auf der anderen Seite besitzt er zu die-

sen Ereignissen doch nicht so viel Distanz, dass er ihnen unbefangen und mit rein wissenschaftlichem Interesse entgegentreten könnte.

*Tobias Kästli** hat sich dieser Herausforderung gestellt und schildert das Biel der Zwischenkriegszeit, das geprägt war durch eine sozialdemokratische Mehrheit in den Behörden. Doch bildete die Bieler Linke nicht eine Einheit, sondern sie umfasste international und revolutionär orientierte Kräfte einerseits und lokalpolitisch und pragmatisch-reformistische Kräfte andererseits, dazu sogenannte Zentristen, welche versuchten, die Partei vermittelnd zusammenzuhalten. Die dominierende Persönlichkeit war Stadtpräsident Dr. Guido Müller. Tobias Kästli anerkennt seine Leistungen durchaus, steht aber seinem Führungsstil kritisch gegenüber und sucht seinen Gegnern innerhalb der Sozialdemokratie gerecht zu werden, namentlich Paul Fell, dem weniger ein Wirken bloss in einer einzigen Gemeinde vorschwebte, sondern der geprägt war vom Glauben an eine weltweite Solidarität unter der Arbeiterschaft.

Tobias Kästli beschränkt sich nicht auf das politische Geschehen, sondern bezieht etwa die Baugeschichte mit ein und würdigt deshalb auch Persönlichkeiten wie Architekt Eduard Lanz oder Stadtbaumeister Otto Schaub. Das Bahnhofquartier mit seinem Bekenntnis zur damaligen Moderne, das Strandbad und die Ansiedlung der General Motors in Biel gehörten zu den Leistungen der damaligen Stadtbehörden. Diese werden aber auch in ihren Konflikten mit der «Basis» gezeigt, etwa beim Gaswerkarbeiterstreik oder beim Konsumentinnenboykott der SP-Frauen um die Hauslieferung der Milch.

Tobias Kästli schreibt aufgrund schriftlicher Quellen, aber auch der Befragung noch lebender Persönlichkeiten, Politikern wie einfachen Arbeitern und ihrer Frauen. Der Autor versteckt seine Sympathien nicht, trennt jedoch sauber informierenden Tatsachenbericht und wertende Interpretation. So ist eines der bisher eher seltenen Bücher entstanden, das ein Stück bernischer Geschichte des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich darstellt und das – auch mit seiner reichen, instruktiven Illustration – nicht bloss Bieler anspricht.

Beat Junker

Architekturgeschichte

Die um 1200 angelegte Benediktinerabtei Erlach wurde nach rund zweihundertjährigem Bestehen vollständig durch einen gotischen Neubau ersetzt. Nach der Reformation wurde auch diese Institution säkularisiert und einige Teile ihrer baulichen Struktur wurden abgebrochen. 1961 musste die vom Einsturz bedrohte Ostpartie der Klosterkirche abgetragen werden. Im Verlauf verschiedener Sanierungs- und Wiederaufbauarbeiten im ehemaligen Klosterareal konnten seither in mehreren Forschungsetappen die Überreste der romanischen und gotischen Bauwerke bestimmt werden. Aus der Fülle der Forschungsergebnisse, denen bereits mehrere Publikationen gewidmet wurden, greift *Luc Mojon* im vorliegenden Band** vier bemerkenswerte Einzelheiten heraus, deren hervorragende Bedeutung für die Kenntnis der

* *Kästli, Tobias*: Das rote Biel 1919–1939. Probleme sozialdemokratischer Gemeindepolitik. Bern: Fagus [1988]. 175 S. ill.

** *Mojon, Luc*: St. Johannsen. Saint-Jean de Cerlier. Beiträge zum Bauwesen des Mittelalters aus den Bauforschungen in der ehemaligen Benediktinerabtei 1961–1984. Bern: Lehrmittelverlag, 1986. 121 S. ill.

mittelalterlichen Baukultur er klar herausarbeitet. Zwei Drittel des Umfangs der Abhandlung sind der vergleichenden Beurteilung des Grabdeckels eines *Magister operis* zugeordnet. Der leicht satteldachförmige Stein weist die eingekerbten Umrisslinien eines Winkeleisens und einer Spitzfläche auf. Mojon stellt dieses Stück in den weiten Zusammenhang anderer bisher bekannter Werkmeister-Grabplatten, die als Originale oder in Abzeichnungen an vielen Orten in Europa überliefert sind. Die 28 Grabdeckel aus der Zeit vom 11. bis zum 15. Jahrhundert werden zudem in der Form eines systematischen Kataloges einzeln vorgeführt, wobei die Attribute eine gewichtige Rolle für die Bildung einer Typologie erhalten. Der zweite Aufsatz im neuen Buch von Mojon ist ein Musterbeispiel eingehender und konsequenter Interpretation eines spektakulären archäologischen Fundes. Fichtenkanthölzer mit regelmässiger rechteckiger Lochung hatten sich im feuchten Boden unter den Klosterfundamenten erhalten können. Mojon weist nun aufgrund minutiöser Massbestimmungen und kritischer Prüfung möglicher Funktionsarten nach, dass diese Balken als Teile eines bisher kaum bekannten Typs freistehender mittelalterlicher Baugerüste gedeutet werden müssen. Es handelt sich um ein zerlegbares Elementgerät, wie es der historischen Bauforschung bisher höchstens in Buchminiaturen begegnet war. Eine weitere Abhandlung profitiert vom seltenen Umstand, dass beim Abbau des gotischen Chores von St. Johannsen die genauen Schichtungs- und Lagenverhältnisse einer Rippengewölbekonstruktion untersucht werden konnten. Mojon beschreibt Aufbau, Mechanik und Form eines «*Tas-de-charge*», jener für gotische Rippengewölbe konstruktiv wichtigen Steinformation, welche die Bogenrippen auf die senkrechten Wandrippen und die Aussenmauer abstützt. Die Zerlegung der Konstruktion in die einzelnen Werkstücke erlaubte besonders die Prüfung der sonst nicht sichtbaren Lagerflächen. Diese sind bei St. Johannsen mit Ritzlinien versehen, die dem Steinmetz das Herstellen der komplizierten Profilformen erleichterten. Mojon erläutert anhand von Parallelbeispielen vereinzelter «*Tas-de-charge*»-Blöcke in Baudepots anderswo die Zusammenhänge der hier erkennbaren Steinbearbeitungstechnik mit der Reissbodenarbeit der Werkmeister. In einem kurzen Kapitel stellt Mojon einige in St. Johannsen nachgewiesene Steinmetz- und Versetzzeichen vor. Er betrachtet vor allem die Übertragbarkeit von Steinmetzzeichen zwischen verschiedenen Werkplätzen. Die auseinandergenommenen Rippensteine enthielten teilweise an ihren Lagerflächen Versetzzeichen, deren Funktion im Aufbau der Gewölbe Mojon nachzeichnet. Der Verfasser legt somit unterschiedlich grosse Abhandlungen über Einzelthemen vor, deren weite Bedeutung für die Bauforschung einerseits durch den Einbezug von Parallelbeispielen an weit entfernten Orten, andererseits durch das Aufzeigen von Forschungslücken ersichtlich wird.

Peter Kaiser

Die Frist von 10 Jahren zwischen einer grösseren archäologischen und bauanalytischen Forschungskampagne und der Veröffentlichung der gewonnenen Resultate kann als durchaus angemessen betrachtet werden, besonders wenn, wie beim vorliegenden Bericht*, mehrere Vertreter unterschiedlicher Fachrichtungen für die Auswertung der Befunde beigezogen werden müssen. Auch die Kirche von *Twann* musste aufgrund einer Gesamtrestaurierung mit

* *Eggenberger, Peter; Kellenberger, Heinz; Ulrich-Bochsler, Susi*: Twann. Reformierte Pfarrkirche. Die Ergebnisse der Bauuntersuchung von 1977/78. Bern: Lehrmittelverlag, 1988. 86 S. ill.

Neubau einer Bodenheizung archäologisch untersucht werden. Die jetzt erschienene Publikation beruht auf einer umfassenden, im Buch nicht vollumfänglich darstellbaren Grabungsdokumentation, die im Archiv des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern aufbewahrt wird. Die Einleitung zum Buch enthält die Feststellung: «Die Beschränkung auf die Edition der archäologischen Befunde als historische Quellen und der Verzicht auf deren extensive Interpretation erfolgt bewusst.» Konsequenterweise sind die einführenden «historischen Notizen» in genügender Knappheit gehalten, wobei die wesentlichen Schriftquellen vom 12. bis ins 19. Jahrhundert kurz dargestellt werden. Zu bedauern ist dann jedoch, dass unter der vielversprechenden Kapitelüberschrift «Dokumentation und Methode» nur gerade wenige Textzeilen mit den Namen einiger Mitarbeiter und der Nennung gewisser Arbeitsschritte gegeben werden. Die ausführliche Diskussion der grabungstechnischen Methodik kommt leider zu kurz. Die baugeschichtlichen Ergebnisse der Bauforschung nehmen den grössten Raum der Publikation ein. Die Präsentation der Befunde berücksichtigt neben den grösseren architektonischen Zusammenhängen der aufgedeckten und vom Verputz befreiten Mauerpartien auch die feinen Eigenheiten der Mauertechniken und -strukturen. Bauphasenpläne im Massstab 1:200, Photographien, Detailzeichnungen und Rekonstruktionsansichten unterschiedlicher graphischer Gestaltung veranschaulichen die Ausführungen. Diese schreiten von funktionell nicht bestimmten älteren Mauern über die Reste einer «Saalkirche mit eingezogener Apsis des späten Frühmittelalters» chronologisch durch alle Bauphasen bis zu den nachreformatorischen Eingriffen. Die einheitlich durchgehaltene Graphik der Bauphasenpläne führt in Einzelfällen zu recht unübersichtlichen, verwirrenden Bildern. Besonders die Abbildungen 36 und 42 hätten bei anderer Rasterung an Aussagekraft gewonnen. Die Beschreibung der 80 Grabstellen wird ergänzt durch die katalogmässige, mit Skizzen und vor allem ganz ausgezeichneten Objektphotographien (Daniel und Suzanne Fibbi-Aeppli, Grandson) begleitete Vorstellung der Einzelfunde. Werner Stöckli bearbeitete die mittelalterlichen Kleinfunde und Franz Koenig die zahlreichen Münzen. Die vereinzelt römischen Streufunde sind durch Christoph Reusser bestimmt. Susi Ulrich-Bochsler führte die statistische und pathologische Bearbeitung der Skelettreste, geordnet nach Zeitschichten, durch. Die erhaltenen Knochen boten zwar ein gutes Studienmaterial für pathologische Forschungen, aber zu wenig Anhaltspunkte für die paläodemographische Auswertung.

Peter Kaiser

In einer Epoche, in der sich eine kontinuierliche Schrumpfung des Bauernstandes abzeichnet, welche einen Funktionswechsel des Bauernhofes nach sich zieht, begrüsst man mit grossem Interesse eine Publikation*, die sich den *Berner Bauernhäusern* und seinen Nebenbauten widmet. Der Autor versucht diesen vielfältigen Baubestand in den unterschiedlichen Hauslandschaften systematisch zu erfassen und ihn in seiner historischen Entwicklung darzustellen. Seine persönliche Erfahrung bei der Pflege und Erhaltung von ländlicher Bausubstanz, die publizierte Literatur und die raren Bauinventare dienen *Roland Flückiger-Seiler* als wichtigste Informationsquellen.

Im ersten Teil wird die in fünf Regionen aufgeteilte Kultur- und Siedlungslandschaft in ihrer Bewirtschaftungsweise untersucht. Von den Anhöhen des Berner Juras mit Graswirt

* *Flückiger-Seiler, Roland: Berner Bauernhäuser. Ländliche Architektur und Siedlung im Kanton Bern. (Berner Heimatbücher 137). Bern: Haupt, 1988. 200 S. ill.*

schaft, Vieh- und Pferdezucht führt uns der Weg durch die geschlossenen Dörfer der Talsohlen über die mit Weinbergen bebauten Hänge des Bielersees in das ehemals vom Ackerbau dominierte Mittelland, in dem heute eine Mischwirtschaft vorherrscht. In der angrenzenden Hügellandschaft des höheren Mittellandes und im Voralpengebiet wird ausser dem Ackerbau seit dem 16. Jahrhundert auch Pferde- und Viehzucht betrieben. Das im 17. Jahrhundert aufkommende Küherwesen bildet bis zur Gründung von Talkäsereien zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine wichtige Verdienstmöglichkeit für den Küher (grundbesitzloser Bauer) im Emmental. In dem von der Stufenwirtschaft geprägten Berner Oberland findet man in den Talsohlen den Getreidebau, der seit dem 16. Jahrhundert von der Milchwirtschaft verdrängt wird. Im 18. Jahrhundert verhelfen die staatlich geförderte Pferdezucht und die Viehzucht manchem Oberländer Bauern zu grossem Reichtum.

In der knapp gefassten Analyse zur Siedlungsgeschichte werden die wichtigsten Rodungs- und Urbarisierungsphasen geschildert. Ob es sich nun um eine Siedlungskontinuität seit kelto-römischer Zeit handelt oder um eine in die Jahrtausendwende anzusetzende Urbarisierungswelle, auf jeden Fall liefern Ortsnamenanalysen und archäologische Befunde wertvolle Hinweise für eine mögliche Datierung. Leider steckt die Siedlungsforschung in ihren Kinderschuhen, was im kurzen Kapitel ersichtlich wird. Die vor allem im Mittelland, in den Tälern des Voralpengebietes und im östlichen Teil des Oberlandes gelegenen Haufen- oder Strassendörfer und Weiler, also geschlossene Siedlungen, formen neben den Streusiedlungen, die man im Berner Jura, in der voralpinen Hügelzone und dem Oberland antrifft, die typischen ländlichen Siedlungsstrukturen. Die einzelnen Hofanlagen werden nun in den unterschiedlichen Hauslandschaften vorgestellt und bilden den Einstieg zum zweiten Teil, der dem Bauernhaus und seinen Nebenbauten gewidmet ist.

In dieser stark von der Typologie geprägten Untersuchung finden sich Ansätze der funktionalistischen Betrachtungsweise eines Richard Weiss, der im einleitenden Kapitel über die Entwicklung der Bauernhausforschung mit anderen Pionieren vorgestellt wird. Flückiger unterscheidet die verschiedenen Haustypen nach ihrem Baumaterial (Stein und Holz), nach ihrer Konstruktion, ihrer Dachform und -neigung, ihrem Dachgerüst (Pfetten- oder Sparrendach), nach ihren Grundrissen und schliesslich nach ihren Zierelementen (Inschriften, Malereien, Farbanstriche).

Ein weissgekalkter Steinbau prägt die Architektur des Hochjuras. Das schwach geneigte, mit Ziegeln eingedeckte Satteldach vereinigt unter sich Wohnung und Ökonomieteil. Das Rundbogenportal vor dem überdeckten Vorplatz (devant-huis) gehört mit den Spitzbogenfenstern zu den wenigen Zierelementen dieses Bautypus. Die weiss verputzten Fassaden des 2- bis 3stöckigen Weinbauernhauses, das in einer geschlossenen Häuserzeile an die Gasse gestellt ist, erhält durch seine Steinkonstruktion mittelalterlichen Kleinstadtcharakter. Der in der Regel giebelseitig orientierte Blockbau im Berner Oberland steht auf einem gemauerten Sockel und weist je nach Region vorkragende oder flache Wandpartien auf. Das schwach geneigte Satteldach (23–28° Neigung) ist mit Schindeln eingedeckt. Der Höhepunkt der plastischen Gliederung der Hauptfassade mit reich geschnitzten Blockkonsolen, Inschriften und Wandmalereien ist ins 18. Jahrhundert anzusetzen. Der mittelländische und voralpine Baubestand weist eine grössere Vielfalt an Bautypen auf. Das ursprünglich mit Stroh gedeckte Hochstudhaus, der häufig mit einer Ründi versehene Riegbau, der mit Giebellauben bereicherte Bohlen-Ständerbau unter einem Teilwalmdach, das Tätschhaus mit einem schwach geneigten und Brettschindeln bedecktem Satteldach gehören zu den repräsentativsten Bauten dieser Hauslandschaften. Nach dieser ausführlichen Abhandlung werden die Nebenbau-

ten übersichtsmässig dargestellt. Dazu zählt man die reiche Vielfalt der Korn- und Käsespeicher, die Wohnung des Altbauern, das Stöckli in all seinen Varianten, das Ofenhaus und die Bauten der Temporärsiedlung. Speziell erwähnt werden die Heidenstöcke, die Stockhäuser und Steinstöcke, die eine eigenartige, spätmittelalterliche Baukategorie im Mittelland darstellen.

Ein umfangreiches Bildmaterial (beachtlich die historischen Aufnahmen eines Albert Stumpf) mit 188 Abbildungen und 6 Übersichtskarten bereichern den Informationsgehalt dieser handlichen Publikation. Die Fachworterklärungen dienen Laien und Fachleuten als nützliche Orientierungshilfe. Da ein flächenmässiges Bauinventar im Kanton Bern noch aussteht, kann sich der Autor auch nicht zu quantitativen Angaben über den heutigen Baubestand äussern. Das ländliche Siedlungsbild soll aber gerade dank dieser Arbeit eine in der Orts- und Raumplanung und in der Denkmalpflege privilegierte Stellung erhalten, damit die Identität dieser reichen Kulturlandschaft bewahrt bleiben kann.

Marianne Progin Corti

Wenn der Besucher eines historischen Gebäudes neben den zum Verkauf angebotenen Postkarten eines jener schmalen Hefte aus der Reihe der Schweizerischen Kunstführer findet, so greift er stets mit Freude nach diesem willkommenen Begleiter. Diese Hefte verbinden eine äusserst dichte, auf dem neusten Stand der Wissenschaft stehende Darstellung der Baugeschichte mit einem eigentlichen Führer, dessen knapper Umfang es erlaubt, dass er auf dem Rundgang durch die Räume auch wirklich benutzt werden kann. Dem bewährten Aufbau dieser Reihe folgt auch der Kunstführer *Schloss Hünegg, Hilterfingen BE**. Die in diesem Kunstführer abgebildeten Originalpläne der Fassaden verlocken zum Vergleich mit dem heutigen Aussehen des Schlossgebäudes; zwei Grundrisskizzen erleichtern dem Besucher die Orientierung im Innern. Dem Park widmet der Autor, *Herrmann von Fischer*, ein eigenes Kapitel, das den ursprünglichen Bestand mit allen Nebengebäuden nachzeichnet und zeigt, was davon erhalten blieb. Eine Doppelseite mit der Umzeichnung des Parkplanes von 1880 verdeutlicht das Konzept und die nun zum Teil zerstörten Zusammenhänge der Anlage. Der historisch interessierte Leser weiss es besonders zu schätzen, dass der Autor nicht bei einer reinen Baugeschichte stehen bleibt, sondern auch die Bauherren, Besitzer und Architekten, die Handwerker und Firmen, welche am Bau beteiligt waren, in seine Darstellung einbezieht. Der Rundgang durch die Schlossgebäude verliert dadurch jene kalte, museale Distanz, die sich so oft über historische Gegenstände legt. Durch die Begegnung mit den Menschen, die das Gebäude erbaut und bewohnt haben, zeigt der Autor auch, wie das 1861–1863 erbaute, um 1900 behutsam erweiterte und modernisierte Schloss eingebettet war in ein Beziehungsnetz von baulichen, aber auch persönlichen Verbindungen zu andern Schlössern des Historismus, die im 19. Jahrhundert am unteren Thunersee errichtet oder umgestaltet wurden. Zur Rettung des prachtvollen Schlossparks hatte der Staat Bern 1958 den grössten Teil der Schlossbesitzung erworben; mit dem Schlossgebäude selbst wusste man damals jedoch nicht viel anzufangen. Dass es nicht abgebrochen wurde und dass sogar das seit der Jahrhundertwende unveränderte Intérieur in dieser seltenen Geschlossenheit bewahrt werden konnte, ist den Bemü-

* *von Fischer, Herrmann*: Schloss Hünegg, Hilterfingen BE. (Schweizerischer Kunstführer 426). Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 1988. 31 S. ill.

hungen des Autors zu verdanken. In der an Detailkenntnis reichen Darstellung wird denn auch spürbar, dass Hermann von Fischer hier ein Bauobjekt porträtiert, dem er als Kantonaler Denkmalpfleger über Jahre seine besondere Liebe und Zuwendung geschenkt hat.

Vinzenz Bartlome

Kunst- und Kulturgeschichte

Qualitativ hochstehende Sammelwerke sollten nicht besprochen werden. Das Ritual der Buchbesprechungen schreibt dem Rezensenten vor, sowohl die beteiligten Autoren wie auch die Haupttitel zu nennen. Das macht bei einem Werk, an dem 14 ausgewiesene Köpfe mitgearbeitet haben, bereits einen Viertel der ganzen Besprechung aus. Der Rest ist eine Aneinanderreihung höflicher Adjektive in sprachlich vielfältiger Form, um auszudrücken, was auf diese Weise nicht auszudrücken ist: Das Werk ist gelungen, die Lektüre ist lehrreich und macht Spass!

Band 4 der «Illustrierten Berner Enzyklopädie»* erfüllt in jeder Beziehung höchste Ansprüche. Die Ausgangslage der Mitarbeiter war sicher nicht ideal. Es ist nicht leicht, Themen, die an sich völlig verschieden sind, zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Doch gerade hier zeigt sich eine der Stärken der Publikation. Durch gemeinsame Fragestellungen (Ist Bern eine Kulturlandschaft? Sind von der bernischen Landschaft formende Kräfte ausgegangen?) wird dem Leser ein roter Faden aufgezeigt, der ihn die innern Zusammenhänge der verschiedenen Themenkreise erkennen lassen.

Kernstück des Bandes bildet zweifellos *Hans Christoph von Tavel's* Beitrag über «Bern und die bildende Kunst» vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Hier wird, wie in zahlreichen anderen Artikeln des Sammelbandes, Neuland betreten. In einem faszinierenden Gang durch die Jahrhunderte zeichnet der Autor eine handbuchartige Berner Kunstgeschichte, die in Form und Dichte besticht. Etwas weniger breit, doch ebenso lehrreich und innovativ die weiteren Beiträge: Den Bereich der «Bernischen Handwerkskunst in Stadt und Land» decken *Hermann von Fischer*, *Rober Wyss*, *Urs Kneubühl*, *Hansruedi Hösli* und *Franziska Haldi* ab, wobei hier speziell auf Hermann von Fischers Aufsatz hingewiesen werden soll, in welchem uns der Autor auf knappem Raum an seinem umfassenden Wissen über die bernische Möbelkunst teilhaben lässt. «Bern und seine Literatur» ist ein Thema, das einen grösseren Kreis von Interessierten anspricht. Mit *Hellmut Thomke*, *Elsbeth Pulver* und *Roland Ris* konnten auch hier kompetente Bearbeiter beigezogen werden. Dass auch die französischsprachige Literatur berücksichtigt worden ist (Beitrag von *François Bourquin*), ist den Herausgebern hoch anzurechnen. «Musik» lässt sich nur schwer in Worte fassen; deshalb legen *Max Favre* und *Brigitte Bachmann-Geiser* die Schwerpunkte ihrer Beiträge auf die historische Entwicklung des bernischen Musiklebens. Mit dem «Theater» und – in dieser Form wohl ebenfalls erstmalig – dem «Filmschaffen» beschäftigen sich schliesslich *Roland Maurer* und *Urs Jaeggi*.

Einige Vorzüge des Bandes wurden schon genannt. Weitere lassen sich anfügen: Der Leser erhält ein umfassendes Bild bernischen Kunstschaffens. Erfreulicherweise ist dieses Bild keineswegs nur stadtbezogen; auch ländliche Formen werden einbezogen und entsprechend ge-

* *Kunst und Kultur im Kanton Bern*. (Illustrierte Berner Enzyklopädie 4). Wabern-Bern: Bümli, 1987. 208 S. reich ill.

wichtet. Der zuweilen vielleicht etwas dozierende Textteil wird, dem Grundkonzept der Enzyklopädie entsprechend, ergänzt und erweitert durch einen Bildteil, der allein das Studium des Bandes zum reinen Vergnügen macht.

Schade, dass die beiden letzten Bände der «Illustrierten Berner Enzyklopädie» nun endgültig nicht mehr erscheinen werden. Gerade im Hinblick auf 1991 wäre die komplette Reihe doch ein schönes (und bleibendes) «Geburtstagsgeschenk» gewesen. Doch freuen wir uns an dem, was wir haben. Es ist zu hoffen, dass die erschienenen Bände doch noch die Verbreitung finden, die ihnen gebührt.

Peter Martig

Mit der vorliegenden Publikation* will *Karl Ludwig Schmalz* in erster Linie ein Inventar aller gesicherten Schalensteine des Kantons Bern vorlegen (S. 118). Als Schalensteine werden Blöcke – meist sind es Findlinge – bezeichnet, die kleine, rundliche Eintiefungen von Uhrschaalen- bis Tassengrößen aufweisen, die nicht natürlich entstanden, sondern von Menschenhand geschaffen wurden. Dieses Inventar umfasst 47 Nummern, jeder Stein ist genau lokalisiert und durch die Gesteinsart, die Anzahl und Art der Schalen genau beschrieben. Zudem ist bei jedem Stein die Entdeckungsgeschichte und das Schrifttum erwähnt. 35 der 47 Steine stehen heute unter kantonalem Schutz.

Im ersten Teil des Bändchens geht der Autor auf die Namensteine ein. Es sind ebenfalls sehr häufig Findlinge, die als «Fremdlinge» in der Landschaft auffielen, aus kultischen oder rechtlichen Gründen, etwa als Grenzsteine, besondere Bedeutung erhielten und deshalb benannt wurden. Besonders häufig sind Kindlisteine, Teufelssteine oder Teufelsbürden und Heidensteine. Der Schalenstein in Ins dürfte auf eine Prozession zurückgehen, weil dort jeweils die Schalle (oder Schelle) geläutet wurde. Eine weitere Gruppe von Namensteinen steht in direktem Zusammenhang mit Sagen und Legenden.

Der zweite Teil mit dem Schalensteininventar wird durch kurze Abschnitte über die Geschichte der Schalensteinforschung, an der vor allem die Archäologie und die Geologie beteiligt waren, und über die weltweite Verbreitung von Schalensteinen eingeleitet. In einer Tabelle zählt Schmalz 19 mögliche Ursachen zur Entstehung der künstlichen Schalen auf, wobei er die zufällige Entstehung durch Zeitvertrieb oder die Benutzung der Steine als Reibschalen ebenso erwähnt wie die kultische Bedeutung als Altäre oder als Relikte eines Feuer- oder Wasserkultes. Er nennt auch die Möglichkeit, dass die Anordnung der Schalen frühe Landkarten (Siedlungspläne) oder Sternbilddarstellungen sein könnten. Daraus ist vor allem zu schließen, dass wir über die Entstehungsgeschichte der meisten Schalensteine, der auch heute noch viele Wissenschaftler sehr skeptisch gegenüberstehen, noch praktisch nichts wissen. Schmalz selbst steht der Interpretation der einzelnen Steine sehr kritisch gegenüber, so etwa beim Schalenstein von Tüscherz, der mit astronomischen Messungen erklärt wird.

Das Bändchen bringt keinen wichtigen wissenschaftliche Beitrag zum Problem der Namen- und Schalensteine, dies lag auch nicht in der Absicht des Autors und der Herausgeber. Es macht aber in knapper und ausgezeichneter Form auf ein grosse Gruppe von Naturobjekten aufmerksam, die im wahrsten Sinne herumliegen und meist nicht beachtet werden, obschon sie aus volkkundlichen oder geschichtlichen Gründen durchaus Beachtung verdienen.

Hans-Rudolf Egli

* *Schmalz, Karl Ludwig*: Namensteine und Schalensteine im Kanton Bern. Bern, Stuttgart: Haupt, 1988. 121 S. ill. mit Kartenbeilage.

1973 gab der Archivar und frühere Lehrer *Hans Schmocker* in der «Schulpraxis», der Schrift des Berner Lehrervereins, Hilfen zum Lesen handschriftlicher Quellen heraus, die sich vor allem am reichen Dokumentenschatz des bernischen Staatsarchivs orientierten. Das Heft mit zahlreichen Reproduktionen gut ausgewählter Textbeispiele erfreute sich bald landesweiter Beliebtheit, wurde gut verkauft und erlebte mehrere Nachdrucke. Dies bewog den Lehrerverein 1987, eine erweiterte Neuauflage in Auftrag zu geben, die wiederum Hans Schmocker zusammenstellte. Sie liegt nun unter dem Titel «*Alte Schriften lesen*»* vor und könnte eine sehr nützliche und willkommene Sache sein. Die zu starke Verkleinerung abgebildeter Schriften und eine zum Teil geradezu miserable Reproduktionsqualität haben jedoch leider zur Folge, dass man mehrere Texte nur mit Mühe oder überhaupt nicht lesen kann, so dass man die Blätter bald verärgert weglagt und die verpatzte Arbeit bedauert.

J. Harald Wäber

Die Begleitpublikation zur letztjährigen Ausstellung im Schloss Jegenstorf besteht im wesentlichen aus einem Aufsatz** von *J. Harald Wäber*: *Zur Geschichte der Kopfbedeckung im Bernbiet von 1700 bis 1940*. In drei Kapiteln stellt der Autor die Geschichte der Hutproduktion im Bernbiet, die funktionale Bedeutung des Hutes an bernischen Beispielen und schliesslich die modische Entwicklung des Hutes dar. Mit sorgfältig ausgewählten Zitaten und Bildbeispielen führt er durch die Themen und macht den Leser mit einer heute kaum mehr bekannten Seite der Kulturgeschichte bekannt.

François de Capitani

Hermann Buchs veröffentlichte das Buch *Vom Heimberger Geschirr zur Thuner Majolika**** im Frühjahr 1988 anlässlich der Jubiläumsausstellung «100 Jahre Schlossmuseum Thun», in welcher die farbenprächtige, an Dekorationsmotiven und Gefässformen vielseitige Thuner Majolika im Vordergrund stand. Der Autor hat als Museumskonservator während rund drei Jahrzehnten eine sehr umfangreiche Sammlung von Thuner Majoliken zusammengetragen. Diese qualitätsvolle Kollektion zeichnet sich durch eine erstaunliche Vielfalt von Formen aus – von ganz einfachen bis zu bizarren, fremdartigen Gefässtypen – sowie durch variantenreiche Ornamente orientalisierender Motive und durchsetzt von der heimischen Pflanzenwelt. Somit liess sich das kreative Handwerk vieler fleissiger Töpfer- und Malerhände aus den Jahren von 1870 bis 1920 auf eindrucksvolle Weise veranschaulichen.

Hermann Buchs interessierte sich aber auch für die technischen Vorgänge, für den Werkstattbetrieb und deren Einrichtungen sowie die Lebensweise der Hafner. Deshalb befragte er die Nachkommen ehemaliger Hafner und durchsuchte alle Werkstätten, in denen einst getöpft wurde oder heute noch wird. Auf diese Weise konnte er im Verlaufe der Jahre eine Information an die andere reihen. Zudem hat er auch die Akten der Hafnergesellschaft, die Zivilstandsdokumente, die Burgerrödel, die Grundbuchakten, die Einwohner- und Steuerver-

* *Schmocker, Hans*: *Alte Schriften lesen. Hilfen zum Lesen, Schriftproben, verschiedene Ausprägungen, alte Masse und Gewichte.* (Schulpraxis 78, 1988, Heft 4). 35 S. ill.

** *En alte Huet!* Bernische Kopfbedeckungen aus der Zeit von 1700 bis 1940. Schloss Jegenstorf, Ausstellung 1988. [Katalog: *J. Harald Wäber*]. Jegenstorf: 1988. 36 S. ill.

*** *Hermann Buchs*: *Vom Heimberger Geschirr zur Thuner Majolika.* Thun: Krebsler, 1988. 118 S. reich ill.

zeichnungen von Heimberg und Steffisburg durchsucht. Dank der beachtlichen Sammlung, der gründlichen archivalischen Untersuchungen wie auch der Befragungen im Wirkungsfeld der Hafner konnte Buchs in seinem Buch ein sehr umfassendes Bild des Hafnergewerbes in Heimberg ermitteln, nicht nur was die künstlerische Produktion betraf, sondern auch die einzelnen Arbeitskräfte in ihrem sozialen Umfeld. Gestützt auf diese Forschungen liess sich auch ein Verzeichnis von mehr als 300 Namen von Frauen und Männern erstellen, die irgendwie im Hafnergewerbe tätig waren, dazu auch die Angaben von Lebensdaten und Wohnorten.

Diese keramischen Erzeugnisse aus Heimberg waren jedoch keine echten Majoliken oder Fayencen, so wie sie in Italien hergestellt werden und woher auch die Bezeichnung «Majolika» stammt, sondern reine engobierte Irdenware, wie man sie seit eh und je in Heimberg fabrizierte. Aus rein kommerziellen Gründen gebrauchte man die Namen Majolika und als Herstellungsort Thun, um den Produkten noch mehr Attraktivität zu verleihen, waren es doch in erster Linie die vielen Fremden, die das Berner Oberland bereisten und gewöhnlich auch einen Halt in Thun einschalteten. Sie zählten zu den potentiellen Käufern und Auftraggebern. Letzteres mag auch mit ein Grund sein, weshalb in Heimberg so viel fremdartige Gefässformen auf der Drehscheibe entstanden sind.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Buchs der Manufaktur des Johann Wanzenried d. J. (1847–1895), eines an der Eidgenössischen Technischen Hochschule ausgebildeten Ingenieurs. Dieser konnte 1872 nach dem Tode seines Vaters den elterlichen Betrieb, eine Glättmühle (Aufbereitung von Hafnerglasuren) und auch eine Hafnerei übernehmen, die er dann trotz einiger anfänglicher Geldschwierigkeiten im Verlaufe weniger Jahre 1878 zu einer Keramikfabrik, einer Manufaktur mit 40 Angestellten, erweitern konnte. Da Wanzenried nicht mehr die alte, für Heimberg typische Bauernkeramik aus den vorangehenden Jahrzehnten herstellen wollte, verpflichtete er verschiedene Künstler und Keramikfachleute von auswärts, die seiner Keramikproduktion neue Impulse geben sollten. So lässt sich die neue Dekorationsart mit den orientalisierenden, von der persischen Kunst beeinflussten Ornamenten auf die Wirksamkeit des deutschen Ingenieurs Keller-Leuzinger zurückführen. Zu den auswärtigen Künstlern und Lehrern seiner Mitarbeiter gehörten auch Prof. Leopold Gmelin und der Berner Heraldiker Christian Bühler. Von diesem stammen die Entwürfe zu den Wappentellern. Von weit grösserer Bedeutung war jedoch das Wirken des Friedrich Ernst Frank (1862–1920), der erst seine Lehre als Keramikmaler bei Wanzenried absolvierte und sich anschliessend in einer Keramikfachschole in Mähren weiter ausbilden liess. Nach seiner Rückkehr arbeitete Frank während 33 Jahren im Betrieb Wanzenried, den Frau Luise Wanzenried-Ingold nach dem Tode ihres Mannes noch bis 1920 weiterführte. Frank entwarf unzählige Dekors, die von rein ornamentaler Kunst über Figürliches bis zur gross angelegten Blumen- und Tiermalerei reichten und zeitweilig auch ganz dem damals modischen Jugendstil verpflichtet waren. Zahlreiche Zeichnungen und Entwürfe gehören heute zur Historischen Sammlung im Schloss Thun. Die beliebten und international begehrten Keramiken aus der Manufaktur Wanzenried fanden auch in den übrigen, kleineren Hafnereien intensive Nachahmungen, die sich gut absetzen liessen und somit zwischen 1872 und 1919 die Existenz dieser Betriebe sicherten. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Blütezeit der einst so erfolgreichen Thuner Majolika ein rasches Ende. Während fast fünf Jahrzehnten geriet diese originale, aber dennoch sehr spezielle Töpferware immer mehr in Vergessenheit. Während der letzten 20 Jahre stieg das Interesse von neuem, so dass sie jetzt vielerorts wieder gesammelt wird.

Die Ausführungen Buchs werden ergänzt durch zwei Beiträge: *Bruno Hirschi* schrieb über die Veränderungen im Verkauf der Heimberger Hafnerware im 19. Jahrhundert und *Ernst Fehr* über die Rohstoffe, aus denen Heimberger Keramik hergestellt wurde.

Das Buch von Hermann Buchs ist von lokalgeschichtlicher und volkskundlicher Bedeutung und wird den Museen und Sammlern, wie auch dem Kunst- und Antiquitätenhandel als ein unentbehrliches Handbuch und Nachschlagewerk dienen. Buchs hat mit dieser Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der neueren Schweizer Keramik aus der Übergangszeit vom 19. zum 20. Jahrhundert geliefert.

Robert L. Wyss

Besucher der Ausstellung wissen es seit langem: Die eindrückliche Darstellung bernischen Kunstschaffens der Jahre 1910 bis 1920, die das Kunstmuseum Bern im Winter und Frühjahr 1988 zeigte, wurde begleitet von einer Publikation*, die dem Ausstellungsbesucher Voraussetzungen und Umfeld des künstlerischen Wirkens jener Zeit näherbringen sollte. Viel mehr als ein Ausstellungskatalog ist daraus entstanden. In verschiedenen, in sich geschlossenen Beiträgen gehen acht Autoren teils in synoptischen Längsschnitten, teils in ausleuchtenden Einzelstudien auf jene denkwürdige Epoche ein, die hier unter dem Begriff *Der sanfte Trug des Berner Milieus* (Paul Klee) zusammengefasst wird. Der Titel versinnbildlicht eine für Bern charakteristische «Gleichzeitigkeit offizieller Manifestationen schweizerischer Kunst neben der Einsamkeit des unerkannten Genies». Gemeint ist jene Zerrissenheit, jenes breite Spektrum künstlerischen Ausdrucks, das von den Massenveranstaltungen an der Schweizerischen Landesausstellung von 1914 bis zum abgeschiedenen und in sich bezogenen Wirken eines Adolf Wölflli reicht.

Nach einem sehr lesenswerten kunstgeschichtlichen Überblick über das Jahrzehnt von 1910 bis 1920 von *Hans Christoph von Tavel* folgt eine Chronologie wichtiger historischer und künstlerischer Ereignisse in Bern (*Josef Helfenstein*). Albert Weltis Landgemeindefresko im Bundeshaus bildet den Ausgangspunkt für *Johannes Stückelbergers* Betrachtungen zum Thema «Kunst für das Volk – zwischen Historismus und Heimatkunst». Carl Albert Loosli steht im Zentrum des sozialkritischen (bisweilen stark ideologisch gefärbten) Beitrags von *Erwin Marti*. *Marie-Louise Schaller* («Junge Künstler in Bern») und *Ernst-Gerhard Güse* («Die raumbildenden Energien der Farbe») beleuchten das Generalthema von der Warte der Kunstgeschichte aus. Eine ungewohnte Perspektive bietet *Anna Stüssis* Beitrag über «Politik und Mystik»; das Leben und Denken ausländischer Emigranten in Bern in einer Phase des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs führt uns in unbekannte, zuweilen unangenehme Gedankengänge. Den Abschluss des reich illustrierten, für Geschichtsfreunde wie Kunstliebhaber gleichermaßen empfehlenswerten Bandes bilden *Andreas Meiers* Ausführungen über «Karl Walsers Illustrationen zu den Werken seines Bruders Robert Walser» und ein Verzeichnis der in der Ausstellung im Kunstmuseum gezeigten Werke. Wer sich in Zukunft mit den bildenden Künsten des frühen 20. Jahrhunderts befassen will, tut gut daran, den vorliegenden «Ausstellungskatalog» in Griffweite zu behalten.

Peter Martig

* *Der sanfte Trug des Berner Milieus*. Künstler und Emigranten 1910–1920. Hrsg. von Josef Helfenstein und Hans Christoph von Tavel. Bern: Kunstmuseum, 1988. 228 S. reich ill.

Vom Herbst 1793 bis Ende des Jahres 1796 war Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) als Hauslehrer im Hause Carl Friedrich von Steigers in Bern und in Tschugg tätig. Dieser bisher nur wenig gewürdigten Epoche im Leben des Philosophen ist die vorliegende Arbeit* von *Martin Bondeli* gewidmet.

Ein erster Teil behandelt das bernische Umfeld, in welches Hegel gestellt wurde, auf welches er auch reagierte. Die 90er Jahre brachten in Bern sowohl die intensive Auseinandersetzung mit den Theorien der Französischen Revolution, wie auch die Öffnung für die neue deutsche Philosophie, besonders für Kant. Der Autor skizziert die verschiedenen Strömungen, die auch in Bern präsent waren und mit denen sich Hegel auseinandergesetzt haben muss. Hegels Beschäftigung mit der bernischen Politik wird grundsätzlicher Art in seiner Übersetzung und Kommentierung einer antibernischen Streitschrift aus dem Waadtland (*Lettres de Jean-Jacques Cart à Bernard Demuralt, Trésorier du Pays de Vaud sur le droit public de ce pays, et sur les événements actuels. Paris 1793*). Hier lässt Hegel sein Engagement für die Ideen der Französischen Revolution und seine philosophischen Grundsätze der politischen Moral in die Kommentare einfließen.

Der zweite Teil der Arbeit ist den in Bern entstandenen Werken Hegels gewidmet. Im Zentrum seiner Arbeiten stand die Auseinandersetzung mit Kant; in Ansätzen werden Denkstrukturen aufgezeigt, die bereits auf die späteren Werke des Philosophen hinweisen.

Die Berner Jahre Hegels waren für ihn eine Zeit der Krise und der Suche nach einem Standort, die bisher in der Philosophiegeschichte zu leichtfertig als ohne praktische Bedeutung für das spätere Wirken des Philosophen abgetan wurde. Es ist das Verdienst des Autors, diesen merkwürdigen Abschnitt im Leben Hegels sorgfältig untersucht und dargestellt zu haben.

François de Capitani

Im Umfeld eines langjährigen Forschungsunternehmens des Historischen Instituts der Universität Bern, das Struktur und ideellen Gehalt der Helvetischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts untersuchte, entstand eine soeben im Druck erschienene Dissertation, die sich ebenfalls der Sozietätenbewegung der Aufklärung widmet. Sie stammt von *Emil Erne* und trägt den Titel: *Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz*** . Als geographisch geordnetes Lexikon vermittelt das Werk Informationen zu über 150 Sozietäten des Ancien régime, und die Gesellschaften des damaligen Kantons Bern (inklusive Aargau und Waadt) nehmen rund 80 Seiten des Buches in Anspruch. Diesen entnimmt man alles Wissenswerte zu den aufgeführten Sozietäten, von deren Gründung und Zweck über den Typus, die Organisation, die Tätigkeit, die Beziehung nach aussen und die Bedeutung bis zu den Quellen, in denen die jeweilige Gesellschaft fassbar wird. Dabei macht sich, obwohl der Autor einen grossen Aufwand zur Auffindung der dokumentarischen Basis betrieb, die zum Teil sehr schlechte Quellenlage zuweilen bemerkbar.

* *Bondeli, Martin*: Hegel in Bern. Diss. phil.-hist. Bern 1986. Bern: 1987.

** *Erne, Emil*: Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz. Diss. phil.-hist. Bern 1986. Zürich: Chronos, 1988. 422 S.

In die Dissertation wurden, wie ihr Untertitel sagt, nur die Gesellschaften aufgenommen, die eine deutliche Absicht zu einer Reform zeigten, und vorwiegend gesellige Vereinigungen wurden ausgeklammert; ein Entscheid, über den man vielleicht diskutieren könnte. Doch man freut sich über das gewichtige Nachschlagewerk, das wir in der Schweiz nun besitzen. Da bei jeder Gesellschaft im Text auch deren bedeutendste Mitglieder aufgeführt sind, ist einzig sehr zu bedauern, dass kein Personenregister erarbeitet wurde.

J. Harald Wäber

In seiner sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Dissertation mit dem Titel *Vom Eiger in die Rockies** untersucht *Beat Nobs* die Lebensumstände einer kleinen Schar zum grössten Teil aus dem Berner Oberland stammender Bergführer, welche während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Bergen Westkanadas bei einer transkontinentalen Eisenbahngesellschaft ihr Auskommen fanden. Um die Geschichte dieser Führer in einen umfassenden Rahmen zu stellen, geht der Verfasser einerseits der Frage nach, weshalb die «Canadian Pacific Railway» (C. P. R.) ihr Engagement als notwendig erachtete, und analysiert andererseits die Entwicklung des alpinen Führerwesens im Berner Oberland. Grundlage der Darstellung bilden eine Vielzahl ungedruckter Quellen aus nordamerikanischen und schweizerischen Archiven sowie etliche Interviews, «welche nach den Grundsätzen der Oral-History miteinbezogen wurden» (S. 3).

Schon bald nach Fertigstellung der Bahnverbindung an den Pazifik im Jahre 1885 trieb die C. P. R. die touristische Erschliessung und Nutzung der Bergwelt entlang ihrer Linie energisch voran. Zur erfolgreichen Propagierung des Alpinismus in den kanadischen Rocky Mountains benötigte die Bahngesellschaft indessen qualifizierte Bergführer. Es lag auf der Hand, dass die C. P. R. im Berner Oberland nach ihnen Ausschau hielt. Die dortigen Führer genossen in den Kreisen des englischen Bergtourismus den besten Ruf, was nicht zuletzt auf die gesetzliche Regelung des Bergführerwesens im Kanton Bern zurückzuführen war – seit 1856 war die Ausübung des Führerberufs von einem staatlichen Patent abhängig.

Die Werbung aus Kanada traf im Berner Oberland nicht auf taube Ohren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich nämlich die wirtschaftliche Lage der Bergführer zusehends verschlechtert. Im Zuge des einsetzenden Massentourismus ging die Nachfrage nach geführten Bergtouren zurück. Demgegenüber nahm die Zahl der patentierten Führer stets zu, was eine starke Konkurrenz und Arbeitsmangel zur Folge hatte. Es waren denn auch eindeutig wirtschaftliche Gründe, welche 1899 Christian Häsler aus Gsteigwiler und Eduard Feuz aus Interlaken – beides Familienväter um die vierzig – veranlassten, das Angebot der C. P. R. anzunehmen und ihre Tätigkeit nach Übersee zu verlegen, wo sie ein gesichertes Einkommen hatten. Weitere fünfzehn Landsleute folgten bis 1911 ihrem Beispiel. Während dieser Zeitspanne arbeiteten die Führer als Saisoniers und kehrten jeweils nach Abschluss der Klettersaison in ihre Heimat zurück.

1911 rückte die C. P. R. vom Saisonierprinzip ab und strebte eine dauernde Niederlassung ihrer Bergführer samt Familien an. Von propagandistischen Erwägungen geleitet, plante und

* *Nobs, Beat: Vom Eiger in die Rockies. Berner Oberländer Bergführer im Dienste der Canadian Pacific Railway.* (Geist und Werk der Zeiten 75). Bern, Frankfurt am Main, New York, Paris: Lang, 1987. 281 S.

baute die Gesellschaft in Golden, Britisch-Kolumbien, die Schweizer Bergführersiedlung «Edelweiss», und 1912 richteten sich dort mehrere Oberländer Führerfamilien ein. Die geschlossene Kolonie hatte indessen nur wenige Jahre Bestand. Ursache für das Scheitern war unter anderem die ungünstige geographische Lage der Siedlung; die beträchtlichen Distanzen zu den alpinen Zentren brachten eine häufige Trennung der Bergführer von ihren Angehörigen mit sich. Zudem konnte das Problem der Winterarbeit nicht befriedigend gelöst werden. Der Verfasser sieht im Scheitern des Projektes «Edelweiss» bereits einen «ersten Schritt hin zum Ende des organisierten Führerwesens schweizerischer Prägung in den kanadischen Rocky Mountains» (S. 196). Die 1912 ausgewanderten Berner Bergführer verblieben indessen noch während Jahrzehnten im Dienste der C. P. R. Erst 1954 entschied sich die Bahngesellschaft, endgültig auf den Einsatz von «Swiss-guides» zu verzichten, welche, so die Schlussfolgerung des Verfassers, einen bedeutenden Anteil an der erfolgreichen Entwicklung des alpinen Tourismus in den Rocky Mountains Kanadas hatten. – Beat Nobs liefert mit seiner vorliegenden Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der bernischen Auswanderung sowie des Alpinismus.

Peter Hurni

Unter dem Titel *BERN – gestern, heute, morgen** hat die «Bernische Gesellschaft für Stadt- und Landschaftsschutz GSL», die 1965 durch Namensänderung aus dem «Verschönerungsverein Bern und Umgebung» hervorgegangen ist, eine reichbebilderte Festschrift zu ihrem hundertjährigen Bestehen herausgegeben. Die Gesellschaft, die einst mit dem Aufstellen von Ruhebänken, Alpenzeigern und Wetterstationen ihre Tätigkeit aufgenommen hat, legt mit dieser Schrift eine gut gelungene Zusammenfassung der Entwicklung des Problembereichs «Stadt – Mensch – Umwelt» im Raume Bern vor.

Den Geschichtsfreund mag wohl der erste und weitaus umfangreichste Abschnitt des Buches am meisten interessieren. *Martin Fenner* schildert hier die Vergangenheit der Gesellschaft, indem er die Geschichte der Stadt Bern und ihrer Probleme in leicht lesbarer Form darstellt. Der Verfasser formt viele bisher nur mühsam aufzufindende Detailinformationen im grossen Zusammenhang zu einem überblickbaren Ganzen. Was er über die Beziehung des Gemeinwesens zu seinem Grün fesselnd zu berichten versteht, ist Mentalitätsgeschichtsschreibung im besten Sinne des Begriffs.

Die übrigen Aufsätze befassen sich alle mit dem Themenkreis «Landschaft – Bauen – Verkehr». Einzelne von ihnen sind leider etwas allzu allgemein gehalten, so dass der neugierige Leser zuwenig Konkretes erhält. Die sorgfältig abgefassten Legenden zu den instruktiven und oft stimmungsvollen Fotos machen jedoch in dieser Beziehung vieles wieder gut, auch wenn man hier schmunzelnd vernimmt, dass Herrenschwanden eine selbständige Gemeinde sei.

Berchtold Weber

* *BERN – gestern, heute, morgen*. Bernische Gesellschaft zur Pflege des Stadt- und Landschaftsbildes 1887–1987. Hundert Jahre im Dienste der Stadt Bern und ihrer Landschaft. Redaktion: Hans Tschirren. Bern: Bernische Gesellschaft zur Pflege des Stadt- und Landschaftsbildes, 1987. 128 S. ill.

In Erinnerung an die Berner Disputation von 1538 zwischen reformierten Prädikanten und Täufern fand im Bernischen Historischen Museum die Ausstellung *Berner Täuferturn und Reformation im Dialog* statt. Sie wurde von Ulrich Gerber und Hans Rudolf Lavater konzipiert und zusammen mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Historischen Museums realisiert.

Der gleichbetitelt Katalog* bringt in enger Anlehnung an die Ausstellung in knapp gehaltenen Kapiteln einen Abriss der Geschichte des Täuferturns von ihren Anfängen in den frühen Jahren der Reformation über die Jahrhunderte dauernde Repression bis zur Mennonitenkirche der Gegenwart. Die wichtigsten Exponate werden in kurzen Kommentaren erläutert, wobei man sich gelegentlich etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht hätte. Entgegen den durch den Titel geweckten Erwartungen ist dem eigentlichen Anlass zur Ausstellung, dem Berner «gespräch zwischenn predicantenn unnd touffbruederenn» vom 11. bis 17. Mai 1538, nur ein kleiner Platz zugemessen worden. Der schmale Ausstellungskatalog liefert vielmehr eine praktische und durchaus nützliche Einführung in die Täufergeschichte. Der Stellenwert der Disputationen im speziellen und die Bedeutung des Bruchs zwischen reformierter, obrigkeitlicher Kirche und täuferischer Laiengemeindekirche im allgemeinen werden aber nur wenig herausgearbeitet und fasslich gemacht. Die damaligen konträren Auffassungen von Kirche und Gemeinde werden kaum nachgezeichnet und analysiert. Der im Titel angesprochene «Dialog» bezieht nicht auf die Diskussionen anlässlich der Disputationen, sondern vielmehr darauf, dass sich heute Exponenten der beiden ungleichen Kirchen ohne Resentiments die gemeinsame Geschichte vergegenwärtigen können. Aus diesem Grund ist die vorliegende Broschüre weniger wegen ihres geschichtswissenschaftlichen Gehaltes von Bedeutung. Sie verdient eher Beachtung, weil sie die Verständigungsbereitschaft zwischen zwei Partnern dokumentiert, die alte Unvereinbarkeiten längst hinter sich gelassen haben.

Hans von Rütte

Armin Mauerhofer, Pfarrer der Freien Evangelischen Gemeinde in Langenthal, will mit seinem Buch** einen Beitrag «zu einem besseren Selbstverständnis der Freien Evangelischen Gemeinden» leisten. Dazu erarbeitet er vor allem Biographie und Werk von Karl von Rodt, «weil er als der Ausgangspunkt» des 1948 gegründeten «Internationalen Bundes Freier evangelischer Gemeinden» gilt.

Das Buch beginnt mit einer kurzen Skizzierung der Anfänge der bernischen Erweckungsbewegung, an die sich ein Blick auf Herkunft und Jugend von Rodts anschliesst. Darauf wird der Réveil in Genf geschildert und so zum nächsten Kapitel hingeführt, das schildert, wie Karl von Rodt durch den Genfer Réveil geprägt wurde.

* *Berner Täuferturn und Reformation im Dialog*. Eine Ausstellung zum 450-Jahr-Jubiläum der Täuferdisputation in Bern 1538–1988, 8. Mai bis 26. Juni 1988 im Bernischen Historischen Museum. Bern: Bernisches Historisches Museum, 1988. 56 S. ill.

** *Armin Mauerhofer*: Eine Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert. Karl von Rodt und die Entstehung der Freien Evangelischen Gemeinden in der Schweiz. Diss. theol. Bern 1986. Giessen, Basel: Brunnen-Verlag, 1987. 301 S.

Durch das ganze Buch ziehen sich so zwei Stränge von Darlegungen hindurch: auf der einen Seite der Versuch, vor allem die bernische Erweckungsbewegung nachzuzeichnen, auf der anderen Seite die Schilderung von Leben und Werk von Karl von Rodt. Das Nebeneinanderherlaufen dieser beiden Linien, in die hinein weitere Informationen über Erweckungen in verschiedenen Teilen Europas verwoben sind, macht die Lektüre nicht immer einfach.

Die Untersuchung schildert unter anderem, wie schwer man sich in Bern des 19. Jahrhunderts mit der Frage der Glaubens- und Gewissensfreiheit getan hat. So kämpften Dissidente zum Beispiel lange Zeit vergeblich darum, dass nicht nur in der offiziellen Landeskirche vorgenommene Eheschliessungen anerkannt werden sollten. Erst das «Bundesgesetz betreffend Feststellung und Beurkundung des Zivilstandes und die Ehe» vom 24. Dezember 1874 brachte hier eine Verbesserung der Lage. «Da nun auf Grund des Bundesgesetzes Zivilregister geführt werden mussten, fiel der Zwang zur kirchlichen Taufe und Trauung weg. Erst jetzt wurden die Dissidentengemeinden, welchen verfassungsmässig schon längst die Gewissensfreiheit zugesichert wurde, von der Bevormundung durch die Landeskirche befreit.» (118)

So schildert Mauerhofer, dass Karl von Rodt, da er sich nicht von einem Pfarrer der bernischen Landeskirche trauen lassen wollte, in die Waadt ausweichen musste. (118)

Das Kapitel «Der Einfluss von Karl von Rodt im Kanton Bern» berichtet vor allem von Werden und Ausbreitung verschiedener von der bernischen Landeskirche unabhängiger Gemeinden. Auf knappen zwei Seiten werden die Auseinandersetzungen zwischen Liberalen und Orthodoxen und der Zellerhandel abgehandelt. Das Fazit, das Mauerhofer daraus zieht, lautet kurz: «Diese Kämpfe lösten im Kirchenvolk unter vielen eine grosse Verunsicherung aus. Dies begünstigte die Ausbreitung der als pietistisch geltenden Freien evangelischen Gemeinden.» (259)

Hans Hauzenberger